



Danskernes Historie Online

Danske Slægtsforskeres Bibliotek

Dette værk er downloadet fra Danskernes Historie Online

Danskernes Historie Online er Danmarks største digitaliseringsprojekt af litteratur inden for emner som personalhistorie, lokalhistorie og slægtsforskning. Biblioteket hører under den almennyttige forening Danske Slægtsforskere. Vi bevarer vores fælles kulturarv, digitaliserer den og stiller den til rådighed for alle interesserede.

Støt Danskernes Historie Online - Bliv sponsor

Som sponsor i biblioteket opnår du en række fordele. Læs mere om fordele og sponsorat her: <https://slaegtsbibliotek.dk/sponsorat>

Ophavsret

Biblioteket indeholder værker både med og uden ophavsret. For værker, som er omfattet af ophavsret, må PDF-filen kun benyttes til personligt brug.

Links

Slægtsforskeres Bibliotek: <https://slaegtsbibliotek.dk>

Danske Slægtsforskere: <https://slaegt.dk>



SALOMON HEINE IN SEINER ZEIT

GEDENKREDEN ZU SEINEM 200. GEBURTSTAG

VORTRÄGE UND AUFSÄTZE

herausgegeben vom

Verein für Hamburgische Geschichte

Heft 16

SALOMON HEINE IN SEINER ZEIT

GEDENKREDEN ZU SEINEM 200. GEBURTSTAG

von Gerhard F. Kramer und Erich Lüth

HANS CHRISTIANS VERLAG

HAMBURG 1968



Salomon Heine

Nach einer Lithographie von Th. Boehden, 1845

Druck von Charles Fuchs

Staatsarchiv Hamburg, Plankammer

Senator Gerhard F. Kramer

Der Hamburger Bankier Salomon Heine gehört in die Reihe jener Persönlichkeiten, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und insbesondere in Hamburg in das Licht der Öffentlichkeit traten. Der geschichtliche Vorgang, vor dessen Hintergrund sich das Auftreten dieser Schicht neuer Staatsbürger abspielte, wird allgemein unter dem Begriff der Emanzipation der Juden zusammengefaßt. Sie ist in den verschiedenen europäischen Ländern in unterschiedlichem Tempo vorangetrieben und verwirklicht worden. Was die juristische Durchführung der Emanzipation anlangt, so hat sich Hamburg, bedächtig wie stets, in seiner Gesetzgebung Zeit gelassen. Die volle staatsbürgerschaftliche Gleichberechtigung der Juden in Hamburg brachte erst die Hamburgische Verfassung von 1859, die im Jahre 1860 in Kraft trat.

In der öffentlichen Meinung war der Boden für diese Gesetzgebung jedoch seit langem vorbereitet. Das zeigen eindeutig die Reden und Schriften hervorragender Männer des damaligen Hamburger öffentlichen und politischen Lebens. Ich darf als herausragende Persönlichkeiten Männer nennen wie Bürgermeister Kirchenpauer, Senator Versmann, Carl Petersen als Abgeordneter und Bürgermeister, den Bürgerschaftspräsidenten Dr. Baumeister und Bürgermeister Abendroth. Kein Wunder, daß gerade in Hamburg hervorragende jüdische Mitbürger im politischen Leben der Stadt und darüber hinaus Deutschlands eine bedeutende Rolle gespielt haben. Schon vor der Hamburger Verfassung zählten zu den Abgeordneten des Paulskirchen-Parlaments oder der Hamburger Konstituante jüdische Hamburger wie der freisinnige Politiker Anton Rée und der Jurist Gabriel Riesser. In diese Zeit fällt auch das private und öffentliche Wirken von Salomon Heine, des Mannes, der von seinem beträchtlichen Vermögen denjenigen Gebrauch machte, der seiner tiefen Bindung an seine mosaische Religion ebenso entsprach wie seiner Verbundenheit mit dem modernen Geiste der Liberalität. Die großartigen Stiftungen und Spenden, die er nicht nur seinen Glaubensbrüdern, sondern weit darüber hinaus ohne Rücksicht auf konfessionelle Unterschiede allgemein den Bedürftigen zukommen ließ, legen ein bededtes Zeugnis hierfür ab. Dazu gehören insbesondere seine großen und opferwilligen Spenden zur Linderung der Not nach dem Hamburger Brand von 1842. Doch diese Dinge im einzelnen zu würdigen

ist Aufgabe des Hauptredners des heutigen Tages. Ich darf mich daher auf diese wenigen Anmerkungen beschränken.

Es mag erstaunlich erscheinen, daß die Entwicklung des Judentums vom Ghetto, der Unterdrückung und weitgehenden Rechtlosigkeit her zu tätigen und hervorragenden Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft sich in so schneller Folge vollzog. Man darf dabei nicht übersehen, daß trotz der zwangsmäßigen Abkapselung der Juden, trotz Verfolgung, Austreibung und scheußlicher Pogrome die Verbindung mit der allgemeinen Entwicklung durch Jahrhunderte nie ganz abgerissen ist.

Aus der Antike zeigt das Wirken von Männern wie Alexander dem Großen und Julius Cäsar, wie stark diese einer universellen kosmopolitischen Reichsidee verpflichteten Herrschernaturen dem Judentum ihrer Zeit zugetan waren. Die Gestalt Philos von Alexandrien ist ein leuchtendes Beispiel hierfür. Aber auch der Hohenstaufenkaiser Friedrich II., weltaufgeschlossen und vorurteilslos, gehört in diese geschichtliche Reihe, ebenso wie die Kalifen des maurischen Reiches in Spanien, unter denen das Judentum ein blühendes Wirtschafts- und Geistesleben entwickelte. Wie sehr auch vom ghettoisierten Judentum her, wenn auch mühsam, mit der Zeitentwicklung Schritt zu halten versucht wurde, zeigt immerhin die Gestalt des jüdischen Minnesängers Süskind.

Schließlich hatten die Ideen der großen Französischen Revolution die Emanzipation zu einem unaufhaltsamen Gebot der modernen Entwicklung gemacht.

So nimmt es nicht wunder, daß außer den vorhin genannten hamburgischen Politikern auch für Deutschland und darüber hinaus für die ganze gesittete Welt sehr bald jüdische Menschen aus dem Dunkel des Ghettos in das Licht europäischen Geistes- und Wirtschaftslebens traten. So führt eine gerade Linie von der verehrungswürdigen Gestalt des Moses Mendelssohn über die geistreiche und charmante Rahel Varnhagen zu Jacob Wassermann – Verfasser von „Mein Weg als Deutscher und Jude“ –, Albert Ballin und Walter Rathenau, um nur einige der hervorstechendsten Persönlichkeiten zu nennen. Der Name Walter Rathenau allerdings ruft schon wieder andere Gedankenassoziationen zwangsläufig herbei.

Daß eine Entwicklung, die mit dem Mord an Rathenau sich erstmals in grauenvoller Deutlichkeit abzeichnete und zu all dem führte, was die Mitwelt schauernd erlebt hat, im Keim schon in der Zeit der erwachenden bürgerlichen Freiheit dem wachsamem Beobachter spürbar wurde, kann leider nicht verschwiegen werden.

Der deutsche Patriot Ludwig Börne hat einmal geschrieben: „Der eine will mich dafür in den Himmel heben, der andere will mich zur tiefsten Hölle verdammen, der dritte versichert mir immer wieder, daß es ihm völlig gleichgültig sei – aber keiner vergißt, mir zu sagen, daß ich ein Jude bin.“

Und als ich zur Vorbereitung dieser Ansprache in Heinrich Heines Denkschrift für Ludwig Börne, geschrieben in Paris zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, blätterte, fand ich folgende Stelle, voll von Heineschem Sarkasmus und belastet mit düsteren Vorahnungen. Mit diesem Zitat darf ich meine Ausführungen schließen:

„Im Bierkeller zu Göttingen mußte ich einst bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutschen Freunde die Proskriptionslisten anfertigten für den Tag, wo sie zur Herrschaft gelangen würden. Wer nur im siebenten Glied von einem Franzosen, Juden oder Slawen abstammte, ward zum Exil verurteilt.“ Einige Seiten weiter: „Ich will hiermit nur andeuten, daß jene Repräsentanten der Nationalität im deutschen Boden weit tiefer wurzeln als die Repräsentanten des Kosmopolitismus, und daß letztere im Kampf mit jenen wahrscheinlich den kürzeren ziehen, wenn sie ihnen nicht schleunigst zuvorkommen.“

Erich Lüth

Diese Stunde, in der ich zu Ihnen sprechen darf, soll im Dienste einer Wahrheit stehen, die zu finden keineswegs leicht ist und die gegen irrige Meinungen durchzusetzen fast noch schwieriger sein dürfte. Es ist unser Wunsch, das gerechte Bild eines Menschen wiederherzustellen, der ein bedeutender und großer Bürger dieser Stadt war. Sein Name: Salomon Heine, geb. am 19. Oktober 1767 in Hannover, gestorben am 23. Dezember 1844 zu Hamburg.

Den Weg von Hannover nach Hamburg hat er nicht in einer Equipage, sondern, mit wenigen Groschen in der Tasche, auf Schusters Rappen zurücklegen wollen. Doch dann nahm ihn der Kutscher eines Leiterwagens zu sich auf den Bock. Die Pferde, die das elende Fuhrwerk zogen, waren rechte Schindmähren, und der Siebzehnjährige, den sie nun mitziehen mußten, reiste in eine lockende Ungewißheit. Das geschah 1784.

Niemand erwartete ihn in der großen Hafenstadt. Als ihn die Seinen jedoch am 27. Dezember 1844 bei Eiseskälte zu Grabe trugen, da folgten Tausende dem Leichenkondukt, und an seiner Grube in Ottensen verbeugten sich Bürgermeister, Senatoren und der Oberpräsident von Altona, Graf Blücher.

Die Hamburger Börsenhalle bezeugte dem Verbliebenen mit lapidaren Worten in einer letzten Meldung ihrer Ausgabe vom 24. Dezember 1844, daß er an Hamburgs Börse „durch seine großartige bis ans Lebensende fortgesetzte Geschäftstätigkeit die erste Stelle einnahm“. Das war in der unterkühlten und trockenen Berichterstattung der zeitgenössischen Hamburger Presse eine recht ungewöhnliche Feststellung.

Sie steht in einem schwer faßbaren Widerspruch zum Zerrbild, das uns die deutsche Literaturgeschichte von Salomon Heine überliefert und das zu korrigieren auch ein Carl Brintzer noch 1960 in seiner romanhaften Biographie Heinrich Heines in einem ganz entscheidenden Punkt versäumt hat, denn auch Brintzer nennt den Onkel des Dichters geizig und „engstirnig“, was in Würdigung der Weitsicht, der Menschengüte und Hilfsbereitschaft des Onkels einfach absurd erscheint.

Brintzer erlag wie so viele vor ihm, ja wie ganze Generationen, den in die Literatur und in ihre Geschichte eingegangenen, oft überspitzten, bösen, ungerechten und falschen, stets aber brillant formulierten Mitteilungen, Anekdoten und Versen Heinrichs, des Dichters. Verwirrend war

überdies, daß einige der Beobachtungen Heinrich Heines hinwiederum bestechend gut, wenn nicht gar hellsichtig genannt werden müssen.

So müssen wir denn feststellen, daß sich das Bild Salomon Heines mit der nach seinem Neffen Heinrich orientierten Literaturgeschichte nur in relativ wenigen Punkten mit jenem Bilde deckt, das die hamburgische Geschichte uns überliefert. Und hier nun ist zu beklagen, daß eine wissenschaftlich fundierte Biographie des Salomon Heine fehlt. Die „Blätter der Würdigung und Erinnerung“ von Joseph Mendelssohn, bei B. S. Berendsohn, Hamburg 1845, in rascher Folge dreimal aufgelegt, sind nur ein erweiterter journalistischer Nachruf. Nicht mehr. Dennoch sind sie heute schon eine Kostbarkeit. Seinen Mitteilungen fügte W. v. Melle in seinem Artikel über Salomon Heine in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ 1880 bei Duncker und Humblot in Leipzig nur wenig aus der Korrespondenz Heinrich Heines hinzu. Immerhin zitiert v. Melle folgende Sätze aus dem Brief an Friederike Robert (1824):

„Mein Oheim ist ein bedeutender Mensch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als mich selbst. Dieselbe störrische Keckheit, bodenlose Gefühlsweichheit und unberechenbare Verrücktheit – nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegentheil, das heißt zum Dichter gemacht hat . . .“

Die Charakterisierung ist präzise. Nur das mit der Fortuna – das ist zu wenig! Denn dem Salomon Heine ist das Glück keineswegs in den Schoß gefallen. Er hat es mit Genie und Fleiß größtenteils selber gemacht.

So wenig sich die Wissenschaft mit Salomon Heine und seinem Werk auseinandergesetzt hat, so fleißig wurden Geschichten um ihn notiert, gesammelt und in vielerlei volkstümlicher Beschreibung dargestellt. Diese populäre Deutung verwandelte ihn zu einem liebenswerten Kauz, zu einem guten Onkel, der gern hilft und der ein spielerisches Verhältnis zum eigenen Reichtum unterhält. Dieses Mißverständnis nimmt dem imponierenden Lebenswerk viel von seinem Gewicht, seiner Geschlossenheit und seiner Härte. „Alles, was ich mein nenne“, so sagte Salomon selber in seinem Testament, „habe ich unter Gottes Segen selbst erworben.“ Hinter diesem Wort verbirgt sich ein Übermaß an Wagnis und Arbeit, an Fleiß und Unverdrossenheit, ein Lebenskonzept, das keine Bruchstelle aufweist, ein Pragmatismus, der die Kraft, Berge zu versetzen, in sich trägt.

Die beruflichen Anfänge in Hamburg sind bekannt. Sie brauchen hier nur in Stichworten erwähnt zu werden. Er begann mit Botengängen. Er trug für einen Winkelbankier Wechsel aus. Dann fand er eine bessere Position im Popertschen Bankgeschäft. Nicht lange danach assoziierte er sich mit dem Wechselmakler von Halle. 1797 gründete er mit M. A. Heckscher ein Bankhaus, dem Levin Hertz und Jacob Oppenheimer als Teilhaber beitraten. Er löste diese Verbindung 1818 und machte sich mit einem Eigenvermögen von einer Million Thaler selbständig.

Schon 1816 hatte der Neffe Heinrich 19jährig seine kaufmännische Lehre bei dem Onkel Salomon und seinen Teilhabern aufgenommen. Salomon zählte zu diesem Zeitpunkt runde fünfzig Jahre.

Die Zeiten waren bewegt – für Hamburg, für das zersplitterte Deutschland, für Frankreich, für ganz Europa. Die Französische Revolution hatte die Welt erschüttert und erstickte nun in ihrem eigenen Blut. Die Menschenrechte waren verkündet und sofort wieder verraten worden. Preußen hatte Jena und Auerstädt erlebt, Napoleon hatte im Winterfeldzug vor Moskau und bei Waterloo seinen tiefsten Sturz erfahren. Hamburg war durch die napoleonische Kontinentalsperre paralytisiert worden. Doch Salomon Heine hatte in einem legendären geschäftlichen Balance-Akt alle Schwierigkeiten und Gefahren dieser dramatischen Jahre gemeistert. Im Kreise seiner Teilhaber war Salomon ohne Frage der beherrschende Kopf, trotz seiner geringen Schulbildung, die ursprünglich nicht auf dem deutschen, sondern auf dem hebräischen Alphabet basierte.

Was hatte Salomon Heine in Hamburg zu einer Zeit vorgefunden, die Schiller und Klopstock zu Ehrenbürgern der Französischen Revolution erhoben hatte? Garlieb Merkel, ein Balte, Secretarius des Grafen Schimmelmann in Kopenhagen, gibt in seinen „Briefen über Hamburg und Lübeck“ eine anschauliche Darstellung aus dem Jahre 1801. Er schreibt: „Hamburg war die erste Republik, die ich kennen lernte. Ob die Hamburger meine Erwartungen täuschten? Nun, Griechen und Römer fand ich nicht in ihnen, nicht einmal etwas, das den Republiken unseres Zeitalters ähnlich sah; ich sah ein fleißiges Völkchen, das in dem Geiste des Herkommens ruhig fortschreitet, unermüdlich erwirbt und genießt, und im übrigen wenig Empfänglichkeit für politische Dinge hat.“

Nun, eben dieses sollte sich nach den Napoleonischen Kriegen auch in Hamburg bald ändern. Doch Merkel fährt fort:

„Von derbem, starken Knochenbau, breitschultrig und wohlgenährt, schreitet der sogenannte gemeine Hamburger keck und fest einher, und sieht unbefangen dem Senator ins Gesicht, ohne an den Hut zu greifen oder aus dem Wege zu gehen.“ Auch Liebe zum sinnlichen Genuß, vor allem der Tafelfreuden, sind in den Augen Merkels ein Hauptmerkmal. Darin ist der Onkel, wie sein Neffe immer wieder bestätigt, gleichfalls ein sehr guter Hamburger gewesen, ohne aber jemals die Armut seiner Herkunft zu verleugnen. Ja, arm gewesen zu sein und reüssiert zu haben, das erfüllte ihn mit Stolz und trieb ihn an, nun denen zu helfen, die nicht tafeln konnten.

Merkel trifft über die gesellschaftliche Stellung der Juden im damaligen Hamburg 1799 einige sehr bittere Feststellungen: „Man begegnete den Juden mit entschiedener Verachtung... Nicht leicht trifft man einen von ihnen in einer christlichen Gesellschaft an, und die meisten Christen würden sich zu erniedrigen glauben, wenn sie an einer jüdischen teilnähmen.“

Dabei war Hamburg noch ungleich toleranter als die hanseatischen Nachbarn in Bremen. Salomon Heine hat dieses gesellschaftliche Ghetto sehr nüchtern erkannt. Er war ein Mann der wirtschaftlichen Realitäten. Kein Verfechter von Thesen und Doktrinen. So versuchte er auf seine Art, aus den Mauern der Diskriminierung auszubrechen. Es gelang ihm auf der Brücke seines Erfolgs. Und es gelang ihm dazu, gesellschaftliche Kontakte zu schaffen, indem er bestehende gesellschaftliche Vorurteile oder Distanzierungsversuche mit einer inneren Selbstsicherheit, die an Albert Ballins spätere Haltung gegenüber Wilhelm II. erinnern könnte, einfach ignorierte.

Die Hamburger Franzosen-Zeit brachte den nun schon hoch angesehenen Finanzmann in eine recht delikate Lage. Denn die Franzosen führten in Hamburg die bürgerliche Gleichstellung der Juden ein. Das begrüßte er sehr. Moses Isaac Hertz wurde 1811 in den Munizipalrat berufen und ebenso Heines Associé Jacob Oppenheimer. Aber Salomon Heine war, wenn er auch kein Bürger vor dem Gesetz seiner Wahlheimatstadt hatte sein können, doch ein hanseatischer Patriot. Auch er hatte Kontributionen an die Franzosen zu zahlen und sah sich, wie Hamburgs gesamte Kaufmannschaft, durch die Kontinentalsperre mit dem Nichts konfrontiert. Die Franzosen verbrannten die bei Haus-suchungen beschlagnahmten englischen Waren in riesigen Scheiterhaufen auf dem Grasbrook. Dem zum Trotz übten sich Hunderte von

Hamburgern im gefährlichen Geschäft der Blockadebrecher und der Schmuggelei, und sie taten es mit beachtlichem Erfolg.

Wir wissen nicht genau, welcher Art das Heinesche Finanz-Engagement gewesen ist. Wohl wird behauptet, daß er erhebliche Risiken auf sich genommen habe. Diese Risiken müssen sich auch bezahlt gemacht haben. Immerhin ging es um die Finanzierung der Einfuhr hochwertiger Textilien und sehr begehrter Kolonialwaren englischer Provenienz, für die Helgoland zu einem Stapel- und Umschlagplatz wurde.

Daran teilzunehmen galt noch nicht einmal als ein Kavaliersdelikt. Es war eine vaterstädtische, eine gute Tat, die kein Hamburger als ehrenrührig ansah. Erinnern wir uns in diesem Zusammenhang der Jugenderinnerungen von Ferdinand Laeisz: Im Kolonialwarengeschäft seines Vaters am Schulterblatt gingen in den Tagen der Kontinental Sperre die Schmuggler aus und ein. Und schon der zehnjährige Ferdinand Laeisz wagte es, chiffrierte Briefe durch die militärischen Sperren der Franzosen zu befördern, ein Delikt, für das Erwachsene mit dem Tode bestraft wurden, während man Kinder, die sich ertappen ließen, wieder laufen ließ.

Auch Robert M. Sloman, der große Reeder, Engländer von Geburt, entzog sich, noch blutjung, der Kontinental Sperre, indem er von Hamburg nach Tönning auswich, dort 22jährig englischer Konsul wurde und nun wacker mithalf, die napoleonische Sperre zu durchlöchern.

Um eben diese Löcher ging es, wie Karl Gutzkow in seinem Buch „Rückblicke auf mein Leben“ schreibt, auch für Salomon Heine. Der große Bankier hatte Gutzkow, der für den berühmten Heine-Verleger Julius Campe einige Jahre den „Telegraph für Deutschland“ redigierte, zum sonntäglichen Familiendiner eingeladen. Gutzkow erinnert: „Die Versammlung fand in einem kleinen, aber innerlich comfortabel eingerichteten Haus am Jungfernstiege statt, das nicht mehr existiert. Schon brannten die Lampen . . . Der alte lebhaft Herr, der das Theater mit Leidenschaft, das schöne Geschlecht ebenso, doch mit Maß, liebte, gönnte mir den Ehrenplatz an seiner Seite und trug mir, wahrscheinlich zum Leidwesen der nächsten Hörer, seine von diesen wohl schon unzähligmahl gehörte Selbstbiographie vor.“ Gutzkow referiert die Anfänge der Bankierslaufbahn Heines und fährt dann eindeutig und anschaulich fort: „Bald aber hatte die Continental Sperre seine Erfindungsgabe angespornt, jene Zeit, wo Napoleon die Engländer durch den Einfuhrtarif des Continents schlagen wollte und die Insel Helgoland der Stützpunkt des Schmuggels wurde . . . Der Schmuggel machte in dem

großen Netz, das der Tyrann über den Continent gespannt sehen wollte, so viele Löcher, daß Handel und Wandel blühten und sich die vielen, später in die Höhe gekommenen Commerzienräte die erste Grundlage ihrer Millionärschaft zurechtlegten. Die Kriegslieferungen taten dann das Übrige. Bei Salomon Heine waren noch die russischen, dänischen, schwedischen Anleihen der Restaurationszeit hinzugekommen.“

Der Ton Gutzkows ist nicht immer ganz freundlich. Seine Aussage vergrößert. Er lebte im ständigen Konflikt mit der politischen Zensur, rieb sich aber, eigensinnig und überheblich, auch mit seinem tapferen, klugen und großzügigen Verleger Campe und suchte gelegentlich dem Dichter Heine vorzuschreiben, wie man Lyrik mache. So blieb es auch mit dem Hause des Salomon Heine bei einem recht flüchtigen Kontakt.

Nach dem Abzug der Franzosen wurden die bürgerlichen Rechte der Hamburger Juden rasch wieder aufgehoben. Der Maire Abendroth, Diplomat und Staatsmann von hohem Rang, der mit ungewöhnlichem Geschick Hamburgs Interessen auch den Statthaltern Napoleons gegenüber vertreten hatte, suchte administrative Fortschritte der Franzosen zu bewahren und auch die gleichen Bürgerrechte von Angehörigen aller Konfessionen gegen Restauration und Hyperkonservatismus zu verteidigen. Er vermochte sich gegen den Bürgermeister Bartels und seine These „Alles für das Volk, doch nichts durch die Masse“ nicht durchzusetzen.

Doch die Emanzipierung des Geistes war nicht aufzuhalten. Das Wartburgfest gab ein Signal. In Berlin und Wien bildeten sich in den Palästen und in den Mansarden geistreicher und gebildeter Jüdinnen literarische Salons, in denen sich Adlige, Offiziere, Künstler und Intellektuelle trafen und alte Schranken niederrissen. Hier die Namen: Baronin Fanny Arnstein in Wien, die Goethe-Verehrerin Rahel Varnhagen in Berlin und Henriette Hertz. Zu Rahels Gästen gehörten die Brüder Humboldt, Friedrich Schlegel, Brentano, Ludwig und Friedrich Tieck, Chamisso, Gentz, Schleiermacher und Jean Paul, fürwahr eine königliche Societät. Doch Rahel Levin-Varnhagen hatte, wie später Heine und Börne, das gesellschaftliche Entree-Billettt der Taufe bezahlt. Hannah Arendt deutet diese Vorgänge: „Der jüdische Salon, das immer wieder erträumte Idyll einer gemischten Geselligkeit, war das Produkt der zufälligen Konstellation einer gesellschaftlichen Übergangsepoche. Die Juden wurden zu Lückenbüßern zwischen einer untergehenden und einer noch nicht stabilisierten Geselligkeit. Juden wurden in dem

gelockerten Konventionsgefüge der Zeit in der gleichen Weise gesellschaftsfähig wie die Schauspieler.“

Während Salomon Heine in Hamburg begann, sich dem Theater und den Komödianten zuzuwenden, war Hamburgs Ruhm als Theaterstadt noch immer höchst ansehnlich, auch wenn Lessing sich, kaum konnte er seine klassische „Hamburgische Dramaturgie“ beenden, sehr bald enttäuscht nach Wolfenbüttel zurückgezogen hatte.

Salomon Heine war täglicher Gast des Theaters, die Schauspieler häufige Gäste in seinem Hause. Wir begegnen bei ihm den Devrients, und auch adlige Herren und berühmte Offiziere wie der alte Haudegen Fürst Blücher fühlten sich an seiner Tafel und bei seinem Rotspon sehr wohl, selbst wenn weder die Ästheten noch die Intellektuellen dominierten. Einen literarischen Salon hat Salomon Heine allerdings nicht eingerichtet. Aber an seinen weltmännischen Gaben war nicht zu zweifeln. Seine Verbindungen und Kenntnisse reichten in fast alle Hauptstädte des Kontinents. Über alle großen Ereignisse konnte er mit sehr gesundem Menschenverstand und viel Mutterwitz parlieren.

Neben Salomon Heine gab es andere hervorragende Unternehmer-Persönlichkeiten jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft, so etwa den früheren Associé Salomon Heines, den Bankier Jacob Oppenheimer, oder den in jungen Jahren getauften Reeder Adolph Jacob Hertz, dessen Schiffe neue Märkte in Afrika und Arabien erschließen halfen. In diesem Zweig des Überseehandels entwickelten die Hamburger, gestützt auf die „Kauri-Muschel-Währung“, eine häufig marktbeherrschende Stellung. Salomon Heine hat allerdings nur noch die allerersten Ansätze dieser Unternehmungen miterlebt. So war Adolph Jacob Hertz für den alternden Salomon ein zwar tüchtiger und respektabler, doch „ein sehr junger“ Mann.

Die Frage der gesellschaftlichen Eingliederung der Juden in Hamburg war mehr noch ein Schulproblem als etwa ein Bildungsproblem. Denn selbst die ärmsten Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Hamburg, die 1838 etwa 6 800 Seelen zählte, das mochten 5 vom Hundert der Gesamtbevölkerung sein, waren religiös tief gebildet. Aber sie lasen die Thora in der Sprache ihres Gebets, während ihre Umgangssprache vielfach das Jiddische war. Sie beherrschten weder das in Hamburg damals noch gängige Platt, noch das Missingsch und nur in der schon stärker assimilierten schmalen Oberschicht das Schriftdeutsch. Die jüdische Schule Hamburgs begann als Religionsschule und gab ihren Schülern lange Zeit keine ausreichende sprachliche Lebenshilfe für den Umgang

mit der nichtjüdischen Bevölkerung. Sie erschwerten damit die so wichtige geistige Anpassung und Eingliederung. Hier suchte der Pädagoge Isaac Bernays, ein aufgeklärter Rabbiner, Wandel zu schaffen.

Mit Unbarmherzigkeit hat der Dichterneffe seinen Onkel bei Tische verspottet, indem er auf die Lakeien deutete und behauptete, der Onkel brauche deren drei: Einen zum Vorlegen der Speisen, einen für den Dativ und einen für den Akkusativ. Allerdings wußte Salomon Heine sehr genau, was er sagte, und er verstand äußerst klar und klug zu formulieren, was er auszusagen für nötig erachtete.

Aber Salomon empfand durchaus die Notwendigkeit einer innerjüdischen Schulreform, wie sie Immanuel Wohlwill und Anton Réé konzipierten und weitgehend zu verwirklichen wußten. Im Todesjahr Salomon Heines hatte Anton Réé bei Hermann Gobert in Hamburg ein Buch mit langem Titel erscheinen lassen: „Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden mit besonderer Hinsicht auf Volkserziehung“. In einer Rezension hierüber heißt es Weihnachten 1844 im „Correspondenten“ kennzeichnend: Die Orthodoxie müsse, um bestehen zu können, die Zeitbildung in sich aufnehmen. Das jugendliche Leben einer freieren Bildung müsse mit der Erhaltung des ehrwürdigen Religionsbaues verbunden werden. Die jüdische Mundart spiegele aufs Treueste die Schicksale der Juden, doch die Confessionsschulen sollten aufhören, wenn auch der religiöse Unterricht der Glaubensgemeinde erhalten bleiben solle. Dann sei die Morgenröthe auch der politischen Emanzipation zu erhoffen.

Für die Schulen, ob jüdisch oder christlich, hatte Salomon Heine immer ein offenes Herz und eine ebenso offene Hand. Verliebt in seine Töchter, liebte er die Jugend überhaupt.

Da viele der ärmeren Juden Straßen- oder Hausierhandel betrieben, sahen die nichtjüdischen Detaillisten in ihnen eine unliebsame Konkurrenz. Das führte zu emotionalen Gegensätzen, die auch in der Presse zum Ausdruck kamen. Percy Schramm gibt ein Beispiel, das noch um 1850 gilt: „Eine populäre und stark nach links neigende Zeitung wie die ‚Reform‘ war vom kleinbürgerlichen Standpunkt aus antisemitisch, vom liberalen aus für die Fortsetzung der Emanzipation“.

1830 und 1835 kam es in Hamburg zu bösen antisemitischen Kravallen. Die Juden hatten dazu keinerlei Anlaß geboten. Anlaß war die Pariser Juli-Revolution, die unter den Liberalen, den Literaten und Intellektuellen stürmische Begeisterung auslöste, während die konservativen Elemente einen Umsturz fürchteten. Man sang in der Alster-

halle die Marseillaise und „Ça ira“, dazu auch deutsche Freiheitslieder. Die Gegenpartei aber nutzte die Gelegenheit, am 31. August 1830, wie Friedrich Clemens es in „Hamburgs Gedenkbuch“, 1844 bei Berendsohn erschienen, unliebenswürdig beschreibt, „einige vorlaute israelitische Jünglinge aus den Kaffeehäusern, namentlich der Alsterhalle zu werfen“. Dieser erste „glorreiche Sieg“, so formuliert es Clemens, „animierte zu weiteren Exzessen“, die sich auch am 1. September noch fortsetzten, wenn auch mit anderen Angriffsobjekten. Es wurden jüdische und nichtjüdische Geschäftshäuser demoliert, doch richtete sich die Wut des Pöbels ebenso sehr gegen das Stadthaus, dessen Fenster eingeworfen wurden. Bis Ulanen eingriffen und die Randalierer mit Hieben des flachen Säbels vertrieben.

Ubler noch stellt sich der Verlauf der betont antisemitischen Krawalle des Jahres 1835 dar. Inzwischen war den Bedrückten und Entrechteten, gleich welcher Konfession, in dem Hamburger Juristen Gabriel Riesser ein machtvoller Anwalt entstanden.

Riesser hatte dem Senat eine „Denkschrift über die Verhältnisse der hamburgischen Israeliten“ vorgelegt, in der er Zulassung der Juden zum Handwerk und zur Advokatur erbat. Salomon hatte mit unterzeichnet. Da inszenierte der antisemitische Kaffeewirt der Alsterhalle einen wüsten Krawall, indem er jüdischen Gästen plötzlich höhere Preise auferlegte, für eine Tasse Kaffee statt 2 Schillingen deren dreißig. Als ihm dieser Wucherpreis verweigert wurde, ließ er durch seine Hausknechte, Kellner und einige Raufbolde jüdische Gäste mißhandeln und auf die Straße setzen. Es kam zu pogromähnlichen Zwischenfällen, die in eindeutiger Schärfe zu ahnden, der Senat nicht den Mut fand.

Gabriel Riesser, der zu den persönlich Angegriffenen gehört hatte, verließ voller Erbitterung für viele Jahre Hamburg. Doch gab es in diesen üblen Vorgängen, die, angesichts der vielen Scherben, die damals geschlagen worden sind, schon auf die sogenannte „Reichskristallnacht“ des 9. November 1938 hinwiesen, auch einen Lichtblick: Nichtjüdische Hamburger Bürger stellten sich den mit Steinen in der Faust bewaffneten Tumultanten beherzt entgegen, als sie sich dem Geschäftshaus Heines am Jungfernstieg näherten. Sie drohten den Rohlingen an, sie in die Alster zu werfen, sobald sie sich am Eigentum des verehrten Mannes vergreifen sollten. Neidvoll gestehen wir Heutigen: wäre das doch auch am 9. November 1938 geschehen!

Salomon trug dieses Auf und Nieder der Meinungen und Emotionen mit einer an salomonische Weisheit grenzenden Fassung und Gelassen-

heit. Aber es wäre falsch, ihm Stumpfheit oder Gleichgültigkeit zu unterstellen. Jeder Angriff gegen seine Freunde traf auch ihn. Daß ihm der Senat und die Gesetze den Bürgerbrief verweigerten, daß die Versammlung eines Ehrbaren Kaufmanns ihn nicht akzeptierte, mußte ihn kränken, doch er sah, daß das Unrecht in der Rückständigkeit der geltenden Ordnungen wurzelte und daß den liberalen Kräften im Rathaus, an der Börse und in der Patriotischen Gesellschaft das Verharren im Unrecht und im Vorurteil peinlich war. Er beantwortete das noch herrschende Vorurteil nicht mit eigenem Ressentiment, so verständlich dies auch immer gewesen wäre, sondern antwortete mit einer eigenwilligen und imponierenden Ironie des Verhaltens. Spendete ein Nichtjude für eine gute Sache mit dem Bemerkten „Aus christlicher Nächstenliebe“, so gab Salomon das gleiche oder mehr mit dem Zusatz „Aus jüdischer Nächstenliebe“. Er war bibelfest genug, um zu wissen, daß das Alte Testament, die Thora, das Gebot der Nächstenliebe schon vor Christi Geburt verkündet hatte. Und er nahm es damit sehr ernst.

Psychologisch braucht es keineswegs widersprüchlich zu sein, daß diese tätige Nächstenliebe ihm Genugtuung bedeutete, daß sie ihn heiter stimmte und seiner vitalen Lebensfreudigkeit geradezu neue Dimensionen des Glücks erschloß. Viele über ihn ausgestreute Anekdoten, die hier nicht wiederholt werden sollen, auch wenn sie in der Sache verbürgt sind, bestätigen es.

Über die Hermann Heine'sche Stiftung und über die Stiftung des Israelitischen Krankenhauses, durch die die Erinnerung an seine Lebensgefährtin Betty ausgedrückt wird, sei hier nicht eingehender berichtet. Ich darf auf die Darstellungen verweisen, die seitens des Israelitischen Krankenhauses selber gegeben werden. Einiges findet sich auch in meinem Essay „Der Bankier und der Dichter“, in welchem ich den Versuch einer Ehrenrettung des Finanzfürsten und großen Philantropen unternehmen habe, gezielt gegen jenes literarische Zerrbild, durch welches das Antlitz dieses gütigen Mannes so lange verunstaltet schien.

Wenden wir uns nun der großen Bewährungsprobe zu, in die Salomon Heine durch Geschichte und eigenes Schicksal gedrängt worden ist. Ich meine das höchst aktive Verhalten des 75jährigen Greises in den Tagen des Großen Brandes und in den Monaten, die dieser Katastrophe folgten. Hier wuchsen Besonnenheit und Opferbereitschaft zur beispielhaften Größe.

Die Ereignisse des Großen Brandes von 1842 sind den Freunden hamburgischer Geschichtsschreibung so vertraut, daß ich meine Darstel-

lung dieser Tragödie auf einige Akzente beschränken darf, die Salomon Heine selber gesetzt hat oder die sich auf ihn und seinen Freundeskreis beziehen.

Als Heine vom Ausbruch des Brandes unterrichtet wurde, blieb er gefaßt und ruhig. Als sein eigenes Haus am Jungfernstieg gesprengt werden mußte, um eine Feuerschneise zu ziehen, widersetzte er sich mit keinem Wort. Auf die Versicherungssumme verzichtete er angesichts der ungeheuren Belastung für die Hamburger Feuerkasse.

An zwei lebenswichtigen Entscheidungen hat Salomon in kritischer Stunde mitgewirkt. Er sorgte durch ein außergewöhnliches hohes Engagement seines Hauses für billiges Geld an der Börse. Der hamburgische Chronist, Advokat und Politiker Johann Gustav Gallois schrieb darüber: „Salomon Heine bändigte in den ersten Tagen nach der Kalamität mit fester Hand jedes Gelüste einzelner, aus dem Unglück aller Nutzen zu ziehen. Das Börsenpublikum bewies durch seine Haltung, wie sehr der alte Bankier recht hatte...“ Salomons Beispiel, Wechsel zum üblichen Satz, ohne den geringsten Katastrophenzuschlag zu eskompptieren, setzte sich mit sofortiger Wirkung durch. Friedrich Clemens drückte es 1844 in „Hamburgs Gedenkbuch“ so aus: „Hamburgs Rothschild sah seine kostbaren Tapetenwände in Staub sinken. Heine aber ist ein seltener Reicher, denn Geld und Herzensgüte liegen bei ihm auf einem und demselben Zahlbrett, und beim Krösus! es war nichts geringes, was er tat: er hielt Hamburgs Kredit aufrecht! Auch ließ der Banquier Salomon Heine, der überall wo Hülfe nötig, kräftig zur Stelle ist, sich's gleich nach der Katastrophe angelegen sein, das Disconto auf vier Prozent zu halten.“

In einem Bericht über die Versammlung der Kaufmannschaft vom 9. Mai, die im Hause des Präses der Commerzdeputation O. R. Schroeder stattfand und zu der auch Salomon Heine geladen war, spiegelt sich dieses Geschehen wie folgt: „Von einem der Anwesenden aufgefordert zeigte Dns. Praeses an, daß Herr Salomon Heine erklärt habe, alle auf ihn fälligen Wechsel sofort abschreiben zu wollen. Einige Stimmen riefen, Herr Heine habe das bereits getan und jeder thue dasselbe. Dennoch wurden einzelne Stimmen laut, welche die Befürchtung aussprachen, daß Verlegenheiten entstehen könnten und daß es namentlich einigen Häusern zweiter oder dritter Classe, welche durch das Feuer gelitten, schwer werden dürfte, sofort Geld herbeizuschaffen oder ihre Wechsel loszuwerden.“ Doch man empfahl den „Capitalisten“ nun allgemein, zu dem laufenden Discont der vorigen Woche zu discountieren.

Herr L. R. Beit, wie Heine prominentes Mitglied der jüdischen Gemeinde, Inhaber einer Silberschmelze und einer der Ahnherren der inzwischen zu Weltruf aufgestiegenen Norddeutschen Affinerie in Hamburg, bot an, „eine Quantität Silberbarren in die Bank aufzunehmen, was gleichfalls lebhaften Eindruck auf die Versammlung machte“.

Bekannt ist, daß das Heinesche Bankhaus mit hohen Millionenbeträgen sich in die Beschaffung von Krediten zur Finanzierung des Wiederaufbaus einschaltete. So schoß Heine in die Feuerkassen-Anleihe von 1842, die 34,4 Mill. Mk Bco betrug, 18 Mill. Mk Bco ein, und zwar 8 Mill. selbst und 10 Mill. von Kunden.

Um für die Zukunft vor Brandkatastrophen gleicher Art verschont zu bleiben, schritt der Senat, wo es nötig war, auf Grund neuer Gesetze zur Expropriation von Grundeigentümern. Die Enge und Verschachtelung der Gassen, in die keine Feuerspritze vordringen konnte, durfte nicht wiederkehren. Die Fluchtlinien der Häuserzeilen wurden also zurückgesetzt, die verbreiterten Straßen neu gezogen. Der englische Ingenieur Lindley, der die weiträumigere Planung vorgeschlagen und durchgesetzt hatte, fand im „Freischütz“ hierauf heftige Widersacher. Da stand allen Ernstes zu lesen: „Mit Sorgen sehen wir diese breiten Straßen und hohen Häuser entstehen. Woher sollen die Menschen kommen, dies alles zu bevölkern? Hamburg wird sich unsterblich blamirt haben und die Millionen sind weggeworfen, wenn wir nach zehn Jahren in den mit Gras bewachsenen Straßen Ziegen weiden können.“

Diese angeblich weggeworfenen Millionen waren zu einem guten Teil von Salomon Heine organisiert worden.

Doch auch caritativ war der alte Bankherr unermüdlich und vielfältig tätig. Als für einen Hilfsverein Spenden zusammengetragen wurden, ging er mit gutem Beispiel voran. Im „Correspondenten“ vom 18. Mai 1842 fand ich diese Liste hamburgischer Prominenz: Bürgermeister Benecke 1000 Mk Bco, Senator Schmidt 1000 Mk Bco, das Bankhaus S. & C. Heine 8 000,- Mk Bco, Dr. Abendroth 5 000,- Mk Bco. Schon beim Bau der Börse hatte Heine den höchsten Einzelbetrag gezahlt, und das in bar!

Pastor Rautenberg zeigte in den „Wöchentlichen Gemeinnützigen Nachrichten“ an: „Auch die wackeren Studierenden zu Göttingen hat unsere Noth bewegt, und sie haben 131 Thlr. und 4½ Ggr. durch Herrn Salomon Heine mir ausgehändigt zur Linderung solcher Noth... an deren Tür die öffentliche allgemeine Unterstützung selbst ihre zar-

testen Boten vorüberführen muß.“ „Ich kenne“, so sagte Rautenberg, „manche solche Tür.“ Heine wirkte überall, auch als Mittelsmann des Guten.

In Wien stellt sich der Kaiser an die Spitze einer Hilfsaktion. Fürst Metternich übernimmt die Federführung. Aus Bonn schickte Felix Mendelssohn-Bartholdy, gebürtiger Hamburger, die Einnahmen eines großen Konzerts.

Am 21. Mai empfängt Erzherzog Ludwig in Wien den Baron Rothschild in Audienz. „Dem Vernehmen nach hat die Nationalbank die Absicht, der Stadt Hamburg 4 Millionen Fl. zu sehr niedrigem Zinsfuß vorzustrecken, gerechtfertigt durch das Unglück und durch „das äußerst solide Benehmen des Hamburger Handelsstandes“.

Es liegt nahe, daß der Hamburger „Rothschild“ mit dem Wiener Baron in Verbindung trat. Die Presse schwieg darüber. Sie verschwieg auch, daß Salomon nicht nur beim Wiederaufbau einer Synagoge der deutschen und einer zweiten der portugiesischen, die auf der Alten Wallstraße abgebrannt war, sondern auch beim Wiederaufbau christlicher Gotteshäuser half. Obschon sich diese Hilfe im stillen vollzog, ist die Absicht des jüdischen Helfers unverkennbar die: Er wollte den Kirchenvorständen zu erkennen geben: „Ich mache keinen Unterschied! Ihr hingegen tut es!“

Längst war der Patriarch zu einer von allen Bürgern geachteten vaterstädtischen Institution geworden. Der weise, gütige, mächtige Salomon war nicht zu umgehen. Diese zwingende Vorstellung führte 1843 zu einem absonderlichen Vorfall. Ein gewisser B. Carlo, Mitarbeiter der Zeitung der „Tagwächter“, publizierte im Verlag von Meyers Zeitungsladen ein makabres Pamphlet. Er nannte es „Das schwarze Buch. Für Christ und Jud, zunächst in Hamburg“, 32 Seiten mit schwarzem Umschlag. Er widmete es „Dem edlen Menschen und vortrefflichen Juden, Herrn Salomon Heine achtungsvoll“. Angeblich war der Verfasser selber einer der Entrechteten. Doch sein statt einer Vorrede als erster Abschnitt veröffentlichtes „Offenes Sendschreiben“ an den Patriarchen Heine läßt, ebenso wie eine Gegenschrift des Dr. Gallois auf eine Mystifikation schließen. Carlo zitiert die angebliche Demoralisation eines verwilderten Judentums, ruft auf zur Ausrottung des rabbinischen Pharisäismus und warnt vor der diabolischen Moral der Juden. Heine, der angesehene und verehrte Mann, möge deshalb den gefährlichen Bestrebungen zur Emanzipation entgegen-treten.

Carlo schien darüber unterrichtet, daß Salomon eines von 23 angesehenen Gemeindemitgliedern gewesen war, die die an den Senat gerichtete Denkschrift Gabriel Riessers unterzeichnet hatten. Andere Namen waren gewesen Gumpel, Behrens, Beit, Robinow, Schwabe, Hahn, Jonas, Dr. Fränkel, S. I. Heilbut, M. und A. Oppenheim, J. Raphael, J. J. Hirsch und W. D. Hertz.

Das dritte Kapitel des schwarzen Buches ist überschrieben: „Dr. Luther spricht.“ Darin wird nun alles nachgedruckt und Salomon Heine ins Gesicht geschleudert, was Luther gegen das Volk Israel veröffentlicht hat. Darunter auch jener furchtbare Satz, der gerade bei uns Heutigen so beklemmende Assoziationen zum Tage der Reichskristallnacht auslöst: „Ich will“, so schrieb Martin Luther, „meinen treuen Rat geben. Erstlich, daß man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecke, und was nicht brennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, daß kein Mensch den Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich.“

Erlassen Sie mir das Zweitens, Drittens und Viertens bei Luther. Wir haben nur festzuhalten, daß ein Rohling, mag er ein Renegat, ein wütender Antisemit oder ein verwirrter Demagog gewesen sein, mit einer Kampfschrift dieser Abart in die abendliche Friedenssehnsucht eines Greises einbrach, um ihn aufzustören. Heine hat nicht mehr geantwortet. Doch er und seine Sache fanden zwei gute Verteidiger. Einer von ihnen war der schon genannte Dr. Johann Gustav Gallois, der 1844, im Todesjahr des alten Heines, mit einem idealistischen Schwung, der an die Rhetorik Riessers erinnerte, an die Adresse des B. Carlo eine „Beleuchtung“ der Broschüre „Das schwarze Buch“ richtete, die alle guten Argumente der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit für die Emanzipation ins Feld führte; eine gute, tapfere, warmherzige Streitschrift!

Bis in die letzten Herbsttage des Jahres 1844 ging der alte Salomon täglich zur Börse. Plötzlich brach die Kette ab. Asthma und Wassersucht zwangen ihn ins Bett. Therese, die jüngere Tochter, die Gattin des Handelsgerichtspräsidenten Dr. Adolph Halle, pflegte ihn aufopfernd. Heine wollte nicht sterben. Noch am Tage vor seinem Ende lud er Gäste zu sich. Und doch hatte er, wie sich nun herausstellte, alles wohlbedacht und mit einer Gewissenhaftigkeit geordnet, die ihn als einen guten Hausvater erscheinen läßt. Er starb am 23. Dezember 1844 mittags 1 Uhr. Die „Staats- und gelehrte Zeitung des hamburgischen unparteiischen Correspondenten“ meldete am 24. Dezember

lapidar: „Ein Verlust, den wir leider schon seit längerer Zeit befürchten mußten, hat unsere Stadt wieder schwer betroffen. Salomon Heine ist nicht mehr . . . In ihm haben die Armen einen Vater, die Bedrängten einen Helfer in der Noth, und jeder schutzbedürftige, ehrenhaft Strebende unter seinen Mitbürgern einen Förderer und Beschützer verloren.“ Und auch in dieser Zeitung wurde er der Erste an der Börse genannt. „Milde Stiftungen, Denkmäler seiner Wohltätigkeit, in unserer Mitte errichtet, werden ihn wie seine Zeitgenossen überdauern und seinen Namen auf die Nachwelt bringen.“ Es sind insgesamt noch keine zwanzig Zeilen. Aber jedes darin gesprochene Wort wiegt.

Noch karger fällt auf ausdrücklichen Wunsch des Heimgegangenen die Todesanzeige aus; sechs schmale Zeilen in kleinem Druck lauten: „Am 23-sten dieses Monats starb unser geliebter Vater, Schwiegervater und Großvater, Salomon Heine, im 78. Jahre seines Lebens. Von der stillen Teilnahme seiner Freunde überzeugt, betrauern ihn tief seine Kinder, Schwiegerkinder und Enkel.“ Nur die „ohne alles Gepränge“ gewünschte Beisetzung auf dem israelitischen Friedhof in Ottensen konnte nicht unscheinbar geraten, da viele Tausende das Trauerspalier bildeten und eine unzählbare Menge, arm und reich, dem einfachen Sarg folgten.

Es war die Pflicht des Gedenkredners, den Spuren dieses charaktervollen Mannes nachzugeben, auch soweit sie sich in der zeitgenössischen Presse, in den Protokollen der Commerz-Deputation oder in Briefen und Erinnerungen erkennen lassen. Die literarischen Zeugnisse sind, auch wenn sie subjektive Meinungen spiegeln, die ergiebigsten. Die Zeitungsberichte sind sehr wortkarg und nüchtern. Interviews mit Salomon Heine im heutigen Zeitungsstil existieren nicht. Sie werden zum Teil durch die Anekdote ersetzt. Was aber gelegentlich gemeldet wird, sind trockene Fakten. Keine Hofnachrichten, wie wir sie über die gegenwärtig Regierenden täglich in den Gazetten finden.

Dabei war Salomon Heine ein sehr fleißiger Zeitungsleser. Nachrichtentechnisch ist für uns gewiß von Interesse, daß auch nach der Eröffnung der Eisenbahn von Hamburg nach Bergedorf und anderer Teilstrecken die rascheste Beförderung von Neuigkeiten durch Brieftauben erfolgte. Heine und Rothschild verdanken einen wesentlichen Teil ihrer Informationen zur Finanzpolitik der Brieftaube. Wohl gab es für Schiffsmeldungen einen optischen Telegraphen von Cuxhaven nach Hamburg. Doch die noch übliche Pferdepost benötigte von Wien nach Hamburg zehn ganze Tage, um zu berichten, daß der Baron

Rothschild mit dem Erzherzog in Wien über eine Anleihe für Hamburg verhandelt habe. Die Taubenpost von London oder Paris nach Hamburg flog sehr viel schneller, gab aber in Ermangelung aller Möglichkeiten der späteren Mikrophotographie nur Stichworte. Für umfangreiche Zeitungsmanuskripte war in den Schwanzfedern der Tauben natürlich kein Platz! Nur für Nachrichten-Essenz.

In den Protokollen der Commerz-Deputation fand ich drei Niederschriften, die das Bankhaus Heine betrafen. Am 14. Dezember 1842 trug Herr Dill vor, daß Herr Salomon Heine wegen ganz besonderer Verdienste auch eine besondere Anerkennung von seiten des Staates verdiene. Diese könne „nicht schöner gewährt werden, als durch Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes“, das „bei den competenten Behörden zu beantragen“ sei. Ergebnis: „Die Ansicht der Deputation sprach sich dahin aus, daß zwar eine solche Auszeichnung im vollsten Maße verdient“ sei, „daß aber dem desfallsigen Antrage in dem Gesetze, nach welchem Israeliten hier nicht Bürger werden können, eine unüberwindliche Schwierigkeit entgegenstehe“. Dem folgte ein sehr hintergründiger weiterer Hinweis: „Salomon Heine werde voraussichtlich wegen dieses Gesetzes für sich alleine das Bürgerrecht wohl auch nicht annehmen!“

Heine hatte zu erkennen gegeben, daß er für sich nicht zu erwerben wünsche, was man seinen Glaubensbrüdern versagte.

Auch ein Vorschlag Lappenbergs im Senat scheiterte. Im gleichen Jahre hatte man die Ernennung des Herrn Adolph Robinow zum hamburgischen Vizekonsul in Leith, ohne Rücksicht auf seinen mosaischen Glauben, gutgeheißen, „weil der kaufmännische Ruf seines Hauses sowohl wie seine Persönlichkeit ihn zur Bekleidung dieses Amtes durchaus geeignet machen“. Riesser durfte bis 1840 in Hamburg weder Notar noch Nachtwächter werden, Heine konnte nach dem Gesetz den Bürgerbrief nicht entgegennehmen. Robinow wurde für ein Ehrenamt Hamburgs im Ausland jedoch als geeignet angesehen. Volles Recht genoß nur, wer lutherischen Glaubens war.

1844 lehnte die Commerz-Deputation die Anfertigung eines Heine-Porträts ab, schmückte hingegen das Commerzzimmer mit einem lithographischen Bildnis „dieses um Hamburg so vielfach verdienten Mannes“. Das war billiger, und es schuf wohl auch keinen Präzedenzfall.

Noch 1865 wurde die Anbringung einer Gedenktafel für Salomon und seinen kurz zuvor verstorbenen Sohn Carl „an dem durch die

Firma Heine occupirten Pfeiler der Börse“, die von Geschäftsfreunden vorgeschlagen worden war, in aller Würdigung der ehrenvollen und bedeutenden Stellung des Hauses Heine „wegen der Consequenzen eines solchen Vorganges“ als unthunlich abgelehnt.

Wesentlich erscheint mir in diesem Zusammenhang jedoch, daß viele Zeugnisse eine höchst positive Würdigung der Persönlichkeit auch Carl Heines erkennen lassen, der nach Äußerungen des Dichters Heinrich fast ein Bösewicht gewesen sein müßte. Auch Carl Heine hat für Hamburg und seine Wirtschaft in kritischen Tagen so Außergewöhnliches geleistet, daß in einem Falle die Börsenbesucher, sonst allen Demonstrationen abhold, ihm mit Hochrufen eine Ovation darbrachten.

Um so schmerzlicher war es für die Hamburger, daß die Witwe Carl Heines, eine Tochter des französischen Finanzministers Fould, nach dem Deutsch-Französischen Krieg das schöne Haus des Salomon bei Rainville an der Elbchaussee abbrechen ließ. So bleiben von der Hand des verehrungswürdigen Patriarchen einige Geschäftspapiere, darunter auch Checks zugunsten des Dichterneffen und etliche Privatbriefe Salomon Heines im Besitze der Familie Warburg. Ihr Duktus verrät den beweglichen Geist ihres Urhebers. Auch das Autogramm Salomon Heines ist von gleichmäßiger und fester Schönheit, dabei keineswegs ohne Schwung und Sensibilität. Was aber bliebe uns Heutigen zu tun? Der Senat hat das Heine-Relief in der Rathausdiele wiederherstellen lassen, nachdem es mit fünf anderen von den Nationalsozialisten zerschlagen worden war. Doch es fehlt noch eine Biographie des verhinderten Ehrenbürgers unserer Stadt. Sie könnte in der Schriftenreihe des Vereins für Hamburgische Geschichte oder in der Reihe „Hamburger Studien zur neueren Geschichte“ erscheinen, in der Helga Krohn soeben ihre verdienstvolle Schrift über „Die Juden in Hamburg 1800–1850, Ihre soziale, kulturelle und politische Entwicklung während der Emanzipationszeit“ herausgebracht hat. Durch diese und andere Biographien großer Juden in unserer Stadt wäre es möglich, schmerzliche Lücken im Gedächtnis vor allem der Jugend und der Neubürger unserer Stadt zu schließen. Damit ließen sich posthum Bürgerbriefe ausstellen, die zu versagen unsere Stadt kleiner gemacht hat, als sie es in Wirklichkeit war. Füge die geschichtliche Darstellung das zum Ganzen, was die Vergangenheit einmal geteilt und getrennt hat! Denn alle waren sie Bürger dieser Stadt!